

DRANG NACH LEBEN
ERINNERUNGEN

Editorische Anmerkung

Die englische Fassung *Destined to live: one woman's war, life, loves remembered* wurde von Sabine Zaplin ins Deutsche übersetzt und von Ulrich Baumann und Uwe Neumärker überarbeitet. Tagebucheinträge und Briefe wurden von Barbara Kurowska (Stiftung Denkmal) aus den polnischen Originaldokumenten, das Vorwort des Australischen Premierministers Kevin Rudd von Adam Kerpel-Fronius (Stiftung Denkmal) und die Rede vom 10. Mai 2005 von Angela Drösser in die deutsche Sprache übertragen.

Die Stiftung Denkmal dankt *HarperCollinsPublishers Australia* für die freundliche Genehmigung dieser deutschsprachigen Ausgabe.

Sabina van der Linden-Wolanski mit Diana Bagnall

DRANG NACH LEBEN

ERINNERUNGEN

Mit einem Geleit von Bundespräsident Prof. Dr. Horst Köhler
und einem Vorwort des Australischen Premierministers Kevin Rudd

Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas
Herausgegeben von Ulrich Baumann und Uwe Neumärker

Impressum

Herausgegeben von Ulrich Baumann und Uwe Neumärker
Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas

1. Auflage 2010

V. i. S. d. P.: Uwe Neumärker

Korrekturat: Margret Kowalke-Paz

Umschlagabbildung: © Sabina van der Linden-Wolanski (Boryslaw, 20. Januar 1943:

Sabina Haberman [Mitte] und ihr Bruder Josef [1. v. r.] mit ihren Freunden Imek

Eisenstein [2. v. r.], Ducek Egit [2. v. l.] und Rolek Harmelin [1. v. l.] mit Armbinden.)

Design, Satz und Litho: buschfeld.com – graphic and interface design, Berlin

Druck und Bindung: Druckerei Conrad GmbH, Berlin

Sämtliche Ergebnisse bzw. Informationen
beziehen sich auf den Stand vom 31. März 2010.
Alle Rechte vorbehalten.

ISBN: 978-3-942240-02-4

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

www.stiftung-denkmal.de



Meinen Eltern, Sala und Fischel Haberman,
in liebendem Gedenken gewidmet,
sowie meinem Bruder, Josek, und meinen Großeltern,
Chana und Joel Kulawicz.
Und meinen Kindern, Josephine und Phillip:
Ihr habt meinem Leben einen Sinn gegeben.

INHALT

Geleit des Bundespräsidenten Prof. Dr. Horst Köhler	7
Vorwort des Australischen Premierministers Kevin Rudd	9
Prolog	12
I. Kindheit	16
II. Russische Besatzung	27
III. Pogrom	35
IV. Belzec	44
V. Imek	54
VI. August→Aktion«	63
VII. Ghetto	68
VIII. Im Versteck	74
IX. Entdeckt	80
X. Das Lager	85
XI. Der Wald	92
XII. Das Kriegsende	101
XIII. Befreiung	106
XIV. Zeit der Verzweiflung	122
XV. Die erste Ehe	133
XVI. Róza	140
XVII. Janek	147
XVIII. Zdenek	152
XIX. »Bondi«	162
XX. Scheidung	171
XXI. Der Prozess gegen Hildebrand	177
XXII. Adrian	185
XXIII. »Queen Street«	191
XXIV. Kjeld	198
XXV. Erinnerungsarbeit	211
XXVI. Berlin	218
XXVII. Rede am 10. Mai 2005	227
Leben und Überleben in Mitteleuropa 1939 bis 1948.	
Ein historisches Nachwort	230
Danksagung für die deutsche Ausgabe	244
Quellennachweis	246
Auswahlbibliografie	247
Abbildungsnachweis	249
Ortsnamenkonkordanz	250
Abbildungen	251– 279
Übersichtskarten Polen	
Sommer 1939	280
Dezember 1939	282
Sommer 1941	284
Sommer 1945	286



Abb. 1: Berlin, 10. Mai 2005: Bundespräsident Prof. Dr. Horst Köhler und Sabina nach dem Festakt zur Eröffnung des Denkmals für die ermordeten Juden Europas.





Abb. 2: Berlin, 7. Juli 2009: der Australische Premierminister Kevin Rudd am Denkmal.

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Sabina Wolanskis unglaubliche Lebensgeschichte ist eine Quelle der Inspiration für uns alle. Sabinas Mut und Entschlossenheit, angesichts unvorstellbarer Greuel zu überleben, sind ein Beleg für die Kraft der Menschlichkeit – die Kraft, selbst die schlimmsten Widrigkeiten zu überwinden, aber auch die Kraft, zu versöhnen, zu lieben und Wunden zu heilen.

In ihrer tief ergreifenden Rede bei der Eröffnung des Denkmals für die ermordeten Juden Europas in Berlin sprach Sabina 2005 davon, dass der menschliche Geist rohe Gewalt letztendlich besiegt. Ich habe 2009 dasselbe Denkmal in Berlin besucht, und Sabinas Botschaft voller Mut und Hoffnung bleibt ungeschmälert. Es ist eine Mahnung an uns alle, dass wir Derartiges nie wieder zulassen dürfen.

Dennoch: In Sabinas Geschichte geht es um viel mehr als um das bloße Überleben. Sie handelt auch von ihrem Mut, ihr Leben – nach allem, was sie ertragen musste, – wieder aufzubauen. Sabina kam 1950 nach Australien – gleich vielen anderen Überlebenden, die in Europa entsetzliche Grausamkeiten hinter sich ließen, um an unseren Ufern ein neues Leben zu beginnen. Sabina lebte in Australien ein erfülltes, ergiebiges und abenteuerliches Leben, sie zog ihre Kinder auf und betrieb erfolgreich Geschäfte. Sie leistete einen großen Beitrag zur Lebhaftigkeit und zum Schwung unserer Nation.

Ich möchte Sabina anlässlich der Übersetzung ihres Buches ins Deutsche wärmstens beglückwünschen und ihr dafür danken, dass sie ihr Leben und ihre Erfahrungen mit uns teilt.

Kevin Rudd
Premierminister Australiens



Weh denen, die nicht singen dürfen,
die sterben müssen mit ihrer Musik im Inneren begraben.
Lasst uns wertschätzen die Zeit, die uns bleibt,
lasst uns beschließen, sie gut zu nutzen,
jeden einzelnen Moment für wertvoll zu erachten –
die Gelegenheit, etwas Wahrheit zu erfassen,
etwas der Schönheit zu erfahren,
etwas vom Bösen zu besiegen,
etwas Leid zu lindern,
zu lieben und geliebt zu werden,
etwas von bleibendem Wert zu schaffen.

Sha'arei Teshuva – Tore der Reue

PROLOG

Ich wuchs am Fuße der Karpaten auf. Ich hatte den Geruch von Öl in der Nase und träumte derweil von Paris. Meine Mutter war eine Romanikerin. Ihre überschwängliche Natur fand ihre einzige Erfüllung darin, das Großhandelsgeschäft, das meine Eltern besaßen, zu führen und für ihre Kinder zu sorgen. Wir lebten in Borysław, einer vom schweren Arbeitsleben geprägten Erdölstadt im östlichen Polen, und soweit ich weiß, ist meine Mutter nie über die Grenzen unseres Provinzkaffs hinausgekommen. Doch sie fand die Vorstellung völlig normal, dass ihre kecke kleine Tochter Binka eines Tages die französische Hauptstadt im Sturm erobern würde.

Ich kam nach Paris, und wie meine Mutter es vorhergesagt hatte, war es genau meine Stadt. Das war im Jahr 1948, und die Tore zur Welt hatten sich für mich gerade erst einen Spaltbreit geöffnet. Ich war jung und verliebt. Ich war berauscht von der Atmosphäre. Ich konnte Luft holen, ganz ohne Angst. Es war nicht der Geruch des Öls, den ich mir aus meiner Nase herausatmen wollte, als ich Polen verließ, sondern der lähmende Gestank von Angst und Tod. Doch selbst als ich voll Freude in einem Schwimmbad am Ufer der Seine ins Wasser eintauchte, gekleidet in die Sensation der Saison, den Bikini, hätte ich alles dafür gegeben, einfach nach Hause gehen zu können, zu Mama. Mama war tot, genau wie mein Bruder und mein Vater, gestorben wie überhaupt das Leben in Polen für mich. Hitlers ›Drittes Reich‹ hatte dafür gesorgt.

Im Lauf der Jahrzehnte kehrte ich von meiner neuen Heimat Australien aus viele, viele Male nach Paris zurück. Es ist immer noch meine Stadt. Wie merkwürdig mutet es an, wie surreal, dass nun, beim Rückblick am Ende meines Lebens, ausgerechnet Berlin und nicht Paris oder Sydney jene Stadt ist, der ich den Vorzug geben muss.

Meine Mutter hat mir nie viel von Berlin erzählt, obwohl Deutsch ihre zweite Sprache war und die deutsche Kultur ihr beinahe so vertraut wie unsere eigene polnische Kultur. Ihr Lieblingsbruder, Adolf, lebte zwischen den beiden Weltkriegen in Berlin. Ich erinnere mich daran, wie er nach Borysław kam, um sich von uns zu verabschieden, bevor er im Jahr 1936 nach Amerika emigrierte. Als meine Eltern soweit waren, ihm zu folgen, war es zu spät. Unsere Familie blieb in Borysław, und was dann folgte, war, wie man sagt, Geschichte.

Meine Mutter, mein Vater und mein Bruder wurden von Hitlers Bestien ermordet. Ich, Sabina, Tochter von Sala und Fischel Haberman, jüngere Schwester von Josek, überlebte. Mehr als das: Ich habe gelebt, gut gelebt. Und obwohl ich niemals Paris im Sturm eroberte, habe ich Berlin erobert. Ich eroberte es nicht als Pianistin oder Schriftstellerin, wie Mama und ich es erträumt hatten, sondern als Holocaustüberlebende. Es war nicht das, was ich erwartet habe. Als der Krieg vorüber war, wollte ich nur noch vergessen, dass ich jemals das jüdische Schicksal geteilt hatte. Wem ging es nicht so? Ich war am Judentum als Religion nie sonderlich interessiert, und selbst jetzt kann ich nicht mit Sicherheit sagen, was es bedeutet, Jüdin zu sein. Aber ich wurde als Kind jüdischer Eltern im Jahr 1927 in Polen geboren, darum war es mein Schicksal, als Heranwachsende mit den grausamsten Auswüchsen des Bösen in der Menschheitsgeschichte konfrontiert zu werden, und jetzt, da ich alt werde, verspüre ich das dringende Bedürfnis, daran zu erinnern, welche Rolle meine Familie und ich in jenem Kapitel der Geschichte spielten. Erinnerung ist schmerzvoll, jedoch nicht so schmerzvoll wie das Vergessen und das Vergessenwerden.

So kam es, dass ich am 10. Mai 2005 auf ein Podium trat, um zur Eröffnung des deutschen Denkmals für die ermordeten Juden Europas im Herzen Berlins zu sprechen. Nach langem Ringen hatten die Deutschen beschlossen, das Denkmal, ein offenes und dauerhaftes Bekenntnis zu ihrer Scham und Schuld, einen Steinwurf entfernt von jener Stelle zu errichten, an der Hitlers Bunker einst stand. Neben dem weiten, sanft gewellten Feld aus steinernen Stelen gibt es ein Informationszentrum, das die Geschichte des Holocaust dokumentiert, darin auch unsere Geschichte, die Geschichte der Habermans aus Borysław, zusammen mit den Geschichten von 14 weiteren Familien europäischer Juden.

Mama, stell' Dir das vor: Deine kleine Binka sprach für die sechs Millionen jüdischer Opfer der Nazis und für all jene, die planmäßige Folter und Gemetzel überlebten. Wenn Du mich an jenem Tag hättest sehen können ... liebenswürdig lächelnd, händeschüttelnd, plaudernd – auf Englisch mit dem deutschen Außenminister und dem israelischen Botschafter, auf Deutsch mit dem deutschen Kanzler und dem Bundestagspräsidenten – bevor ich Platz nahm in der ersten Reihe. Ich weiß nicht, ob Du es den zweiten Blick genannt hättest, aber während ich

darauf wartete, mit meiner Rede an der Reihe zu sein, sah ich vor meinem inneren Auge, was in unserer Stadt während des Krieges geschah. Stell' Dir vor, Mama: Ich war in Berlin, in der Höhle des Löwen. Ich hatte keine Angst, nicht mehr. Ich war nervös, ja, und besorgt, aber nicht ängstlich. Ich wusste, warum ich hier war und wofür ich hergekommen war.

Auf dem Programm war ich unter dem Namen Sabina van der Linden verzeichnet, dem Namen jenes Mannes, den ich meinen dritten Ehemann nenne (aber diese Geschichte folgt später). Meine beiden erwachsenen Kinder, die den Namen meines zweiten Ehemanns, ihres Vaters, Wolanski, tragen, waren bei mir in Berlin, gemeinsam mit ihren Kindern, meinen Enkeln. Mein vierter Ehemann, ein liebenswürdiger Däne, dessen Namen ich nie angenommen habe, war ebenfalls dabei. Ich selbst wäre gern unter dem Namen Sabina Haberman aufgetreten, aber die Zeit dafür war lange vorüber. Während jener Jahre, in denen ich meine jüdische Identität versteckte, hieß ich Sabina Kulawicz; das war der Name meiner Großeltern mütterlicherseits. Ich klammerte mich viele Jahre lang an ihn, nachdem die Russen unsere Stadt befreit hatten. Noch Jahre später wollte ich nicht zugeben, Jüdin zu sein. Als ich in Berlin aufstand, um zu sprechen, tat ich dies als langjährige Repräsentantin der Kunst des Täuschens.

Ich begann meine Rede mit diesen Worten: »Diesen außergewöhnlichen Tag hätte ich mir nicht einmal in meinen kühnsten Träumen ausmalen können.« Was ich nicht sagte, war, dass die einzigen Träume, die ich jahrelang hatte, Albträume waren, und dass ich es mir zur Regel gemacht habe, die Vergangenheit ruhen zu lassen. Es gibt ein polnisches Sprichwort: ›Co było a nie jest nie pisze się w rejestr‹, was soviel bedeutet wie: Was mal war und nicht mehr ist, sollte man vergessen. Ich besitze die Gabe, in der Gegenwart zu leben, und ich bin äußerst dankbar dafür. Doch nun war die Zeit gekommen, um zurückzublicken.

Die Medien trugen meine Worte in alle Welt und hoben dabei hervor, dass ich sagte: Ich glaube nicht an Kollektivschuld. Ich borgte mir diese Gedanken von dem großen Schriftsteller und Nobelpreisträger Elie Wiesel: »Die Kinder der Mörder sind keine Mörder.« Seine Vorstellung, dass die Kinder der Mörder nicht die Schuld für die Verbrechen ihrer Eltern zu tragen hätten, aber verantwortlich dafür seien, wie sie

mit der Erinnerung an diese Verbrechen umgingen, war für mich nicht nur eine vage Idee. Meine tiefe Freundschaft mit der Tochter eines SS-Offiziers über vier Jahrzehnte hinweg hat mir zu dieser Einsicht verholfen.

Als Kind habe ich immer geschrieben. Während des Krieges habe ich eine Reihe von Tagebüchern geführt – meist in billigen Notizheften, die wir für Schularbeiten benutzten. Wundersamerweise besitze ich immer noch einige dieser Tagebücher oder zumindest Fragmente von ihnen, ebenso wie kostbare Fotos meiner Familie und Briefe, die mein Bruder mir schrieb, während ich unter falscher Identität versteckt lebte. Bis heute weiß ich nicht, wie das möglich ist. Wenn irgendjemand diese Dokumente, die meine jüdische Identität belegten, gefunden hätte, so wäre ich fraglos auf der Stelle erschossen worden.

Lange Zeit konnte ich nicht überwinden, einen Blick in meine Tagebücher zu werfen. Doch seit ich mir selbst gestattet habe, darin zu lesen, erinnere ich mich, wie mein Bruder, ich und seine Freunde, die auch meine Freunde waren, wie wir sogar in jenem Augenblick, als unsere Welt immer auswegloser wurde, darüber sprachen, was wir tun würden, wenn wir überlebten. Wir wollten studieren. Wir machten Pläne für die Zukunft. Natürlich begriffen wir die Hoffnungslosigkeit unserer Situation, und dennoch versuchten wir, weiterhin so zu denken und uns wie ganz normale junge Menschen zu benehmen. Es macht mich ein wenig verlegen, wenn ich heute erneut einen Brief lese, den Josek mir im Mai 1943 schrieb, während ich bei einer christlichen Familie versteckt war. Er schrieb mir von den Fortschritten beim Graben eines Erdlochs, das er und seine Freunde heimlich vorbereiteten, und davon, was rings um uns geschah – von einer bevorstehenden ›Aktion‹ (noch heute versetzt mich dieses furchtbare Wort in Angst), von der näherrückenden russischen Front und von vier Gestapo-Offizieren, die in unserer Bezirkshauptstadt Lemberg getötet worden waren. Dann schrieb er: »Ich habe Handschuhe für Dich bestellt, und außerdem Kölnisch Wasser.« Inmitten all dieser Schrecken fragte ich nach Handschuhen und Kölnisch Wasser! Ich war unverbesserlich. Doch ich habe mich nicht verändert. Noch heute brauche ich einen gewissen Luxus.

Meine Mutter sagte einmal zu mir, dass ich, obgleich ich nicht im klassischen Sinne schön sei, dennoch ›Pfeffer und Salz‹ besäße. Ich ver-

stand nicht, was sie meinte. Sie erklärte mir, eines Tages würde ich es herausfinden. Heute würde sie vermutlich sagen, ich hätte ›Sexappeal‹. Ich mochte es, mich mit Jungs zu treffen, und als erwachsene Frau habe ich die Gesellschaft von Männern stets genossen. Ich glaube, sie sprach von meiner ›Joie de vivre‹, die niemals vollständig ausgelöscht werden konnte – nicht einmal in jener fürchterlichen Nacht, als ich aus dem Versteck, das mein Bruder und seine Freunde gebaut hatten, herausgerissen und in eine dreckige Polizeizelle geworfen wurde, wo ich meine Hinrichtung am nächsten Morgen erwartete.

Meine langjährige Freundin Róza, deren kühle Intelligenz mich mein Leben lang magnetisch angezogen hat, ermahnte mich einst in scharfem Tonfall, ich hätte den Unterschied zwischen ›sein Leben leben‹ und ›eine gute Zeit haben‹ nicht verstanden. Ich habe versucht, beides zu tun. Auch meine Mutter war eine Frau voller Lebenslust. Sie wurde ermordet, während ich überlebte, um zu leben und um gut zu leben – so, wie sie es sich für mich erträumt hat.

I. KINDHEIT

Borysław liegt eingebettet in die weichen Hügel der unteren Karpaten – inmitten wunderschöner großer Wälder, die einst als größter Schatz des Ortes galten (Borysław bedeutet wörtlich: ›berühmte Wälder‹). Soweit ich weiß, genießen die heute dort lebenden Ukrainer die Naturschönheiten der Region ebenso, wie wir es einst taten. Als Kinder verbrachten wir die Sommerferien in nahegelegenen Bergdörfern mit kühlen Wasserfällen, im Winter fuhren wir Ski über Pulverschneehänge in der Nähe (Borysław liegt 900 Meter über dem Meeresspiegel). Doch vom Ort selbst, so wie ich ihn kannte, ist nicht viel übrig außer seinen kilometerlangen Straßen. Die westliche Ukraine ist, trotz der großen Fruchtbarkeit ihres Bodens und ihres vielgepriesenen demokratischen Geistes, heutzutage eines der Armenhäuser Europas, und Borysław, einst Inbegriff der polnischen Ölindustrie, liegt danieder.

Im Jahr 1939 betrug die Bevölkerung Borysławs rund 45.000 Menschen. Ungefähr ein Drittel war jüdisch, Polen und Ukrainer hielten sich die Waage. Die Grenzen in dieser traumatisch belasteten Region Europas sind oftmals getilgt und neu gezogen worden – und alte Feindschaften

haben tiefe Narben in ihrem Boden hinterlassen. Doch ich muss ehrlich sagen: Ich war mir vor Ausbruch des Krieges der brisanten ethnischen Mischung in unserem Ort und seiner Veranlagung für blutige Verletzungen nicht bewusst. Wäre ich älter gewesen, so wäre ich möglicherweise besser vorbereitet gewesen. Ich hätte vielleicht gewusst, dass am Ende des 18. Jahrhunderts, als die drei europäischen Großmächte Polen untereinander aufteilten, Borysław zu einem Teil Galiziens wurde. Galizien war ein österreichisch-ungarisches Kronland, das ethnisch ukrainische Orte im Osten und rein polnische Städte im Westen umfasste. Galizien besaß ein reichhaltiges jüdisches Erbe (bedeutende Städte wie Krakau, Przemyśl und Lemberg wurden im 14. Jahrhundert von Juden besiedelt), doch mit der Teilung begann der andauernde Konflikt zwischen den Volksgruppen. Am Ende des Ersten Weltkriegs lieferten sich in dieser Ecke Osteuropas die Rote Armee, ukrainische Nationalisten und polnische Truppen fürchterliche Schlachten, und Zehntausende Juden, die man im Kampfgebiet gefangen nahm, wurden ermordet. Ein Vertrag aus dem Jahr 1921 – der ›Friede von Riga‹ – schlug den größten Teil der Ukraine der Sowjetunion zu, während der neugeschaffene polnische Staat die ukrainisch besiedelten Gebiete Ostgaliziens übernahm. Dadurch gingen die ukrainischen Nationalisten leer aus – eine tickende politische Zeitbombe, von der ich allerdings nichts wusste.

Zu meiner Verteidigung muss gesagt werden, dass ich jung war und was über meinen unmittelbaren Familien- und Freundeskreis hinausging nicht wahrnahm. Mir war bewusst, dass unsere Familie recht wohlhabend und mein Vater eine bekannte Persönlichkeit im Ort war. Er war Bankdirektor und Großhandelskaufmann, er vertrieb Mehl, Reis und Zucker. Meine Mutter arbeitete ebenso hart im Geschäft wie mein Vater, zur Unterstützung bei der Hausarbeit beschäftigten wir noch ein Dienstmädchen und später eine Köchin.

Natürlich wusste ich, dass wir Juden waren, aber vor dem Krieg war das für meine Identität kaum von Bedeutung. Wir waren nicht besonders religiös. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass unsere Familie – abgesehen von den hohen Feiertagen – die Synagoge besuchte. Am Schabbat jedoch arbeiteten meine Eltern niemals. Das war der Brauch. Alle jüdischen Geschäfte in Borysław hatten am Schabbat geschlossen. In einer Kleinstadt kennt jeder jeden, und man tat

gut daran, zumindest den Anschein zu wahren, selbst wenn man im strengen Sinne nicht gläubig war. Hätte beispielsweise eine Frau unkoscheres Fleisch gekauft, so hätte es innerhalb von fünf Minuten jeder gewusst, und religiöse Menschen hätten davon abgesehen, mit ihrem Ehemann Geschäfte zu machen. Ich vermute, meine Eltern haben einen koscheren Haushalt geführt – schon allein aus Rücksicht gegenüber den Eltern meiner Mutter, die sich an die Gebote hielten. Ich besitze eine Studiofotografie meiner Großeltern mütterlicherseits, die mir ein Cousin aus Argentinien schickte: Sie sind darauf in ihrer besten Schabbatkleidung zu sehen; sie trägt eine Perücke, so wie es der Brauch für orthodoxe jüdische Frauen verlangte; er eine ›Jarmulke‹, ein Samtkäppchen, als Kopfbedeckung. Für mich war der Samstag etwas Besonderes, weil ich es genossen habe, dass ich meine Mutter bei mir zu Hause hatte. Als ich noch sehr klein war und die Abfolge der Wochentage noch nicht gelernt hatte, fragte ich jeden Morgen nach dem Aufstehen: »Mama, ist heute Samstag?« Und sie antwortete: »Heute nicht, mein Liebling. Ich werde Dir Bescheid sagen, wenn der Samstag kommt.«

Als ich älter war, ging ich samstags zur Schule. Orthodoxe Juden dürfen am Schabbat nicht einmal schreiben, doch mein Bruder und ich besuchten staatliche polnische Schulen. Zu Hause sprachen wir Polnisch, die Sprache jener Dichtkunst, die ich am meisten schätze. Eine kurze Zeitlang, als ich zehn oder elf Jahre alt war, bekam ich Hebräischunterricht. Doch alles, was mir im Gedächtnis blieb, ist ein kleiner Reim, der übersetzt soviel bedeutet wie ›Bina, Bina, in die Ecke mit Dir‹. Ich habe niemals gelernt, jiddisch zu sprechen.

Wenn meine Eltern nicht wollten, dass mein Bruder und ich mitbekamen, worüber sie sich unterhielten, sprachen sie deutsch miteinander. Für meine Eltern wie für alle gebildeten Polen ihrer Generation, die unter dem Einfluss Wiens aufgewachsen waren, stellte die deutsche Kultur den Inbegriff von Zivilisation dar. Bei mir war es anders. Ich bin auf polnischem Gebiet geboren, in der Republik Polen. Ich war eine Patriotin. Ich erinnere mich noch gut an jenen Tag im Mai 1935, als unser polnischer Held, der Staatsmann Marschall Józef Piłsudski, starb. Ich trug eine schwarze Armbinde und stimmte in das Weinen meiner Landsleute ein.

Borysław war nicht irgendein polnischer Ort, es hatte seine eigene ›raison d'être‹. Seine Währung waren das Öl und dessen ›Derivate‹, Profit und Arbeit. Die Menschen kamen nach Borysław, um ihr Glück mit diesem schwarzen klebrigen Zeug zu machen, das aus dem Boden herausickerte und auf dem Fluss Tyśmienica schwamm, der durch das Stadtzentrum floss. (Ich nenne ihn Fluss, obwohl er normalerweise nur 15 Zentimeter tief war.) Ich erinnere mich, gesehen zu haben, wie arme Menschen klebrigen, öligen Dreck in ihren Händen mit Sägemehl verkneteten. Mit diesen Klumpen gingen sie hausieren und boten sie als Brennstoff an. Das Öl drang aus allen Poren unserer kleinen Stadt.

Der Ansturm auf das Öl begann in den 1840-er Jahren zunächst harmlos mit der Entdeckung des Ozokerit, eines wachsähnlichen fossilen Paraffins. Zu Beginn hoben einfache Landbesitzer tiefe Gräben und Schächte mit den Händen aus und förderten das schmutzige Wachs mühevoll aus den Steinen hervor. Es wurde für die Herstellung von Kerzen und Seife genutzt. Doch von dieser Arbeit konnte niemand reich werden. Erst die Entdeckung des Rohöls und die weltweite unersättliche Gier danach verwandelten das einstige Bergdorf in eine geschäftige, dreckige, stetig wachsende Stadt. Mitte des 19. Jahrhunderts begann ein starker Zuzug nach Borysław. Einer der ersten Fördertürme der Welt wurde im Jahr 1861 in Borysław errichtet – auf Grundlage der Arbeiten von Ignacy Łukasiewicz, einem Pionier der Ölindustrie, nach dem die Straße benannt war, in der wir lebten. Als die Ölförderung mehr und mehr automatisiert worden war, kauften große Banken und ausländische Gesellschaften in Erwartung großer Gewinne Land auf.

Seine Ausdehnung machte Borysław zur drittgrößten Stadt Polens – nach Warschau und Lodz. Doch anders als diese war es nicht für die Ewigkeit gebaut. Es war eine schlampig errichtete Grenzstadt, deren hölzerne Gehwege und schlammigen Straßen berüchtigt waren. Wenn es regnete oder im Frühjahr der Schnee schmolz, liefen die Rinnsteine über, und ein öliger Schlamm überzog die Bürgersteige, verdreckte die Schuhe und erschwerte das Gehen.

Borysław war keine traditionelle mittelalterliche Stadt – mit einem Marktplatz samt Rathaus und einem Straßennetz, das sich vom Stadtzentrum her ausbreitete. Es besaß eine lange Hauptstraße, die südwärts in Richtung Berge führte und dabei die Tyśmienica überquerte,

und eine weitere Straße, die die andere im rechten Winkel kreuzte. Im Stadtzentrum gab es eine Brücke, auf der junge Leute sich trafen und Männer am Geländer lehnten und auf Gelegenheitsjobs warteten.

Außenstehende verspotteten Borysław als Kaff. Es gab eine Redensart, die besagte, dass Menschen, die in Drohobycz lebten (die Nachbarstadt, etwa elf Kilometer entfernt und das Verwaltungszentrum der Region), ihr Geld in Borysław verdienten und es in Wien ausgaben – einmal in der Woche verkehrte ein Zug zwischen Borysław und Wien. Doch wir, die wir hier lebten, Kleinstadtmenschen wie meine Eltern und ihre Familien, die ebenfalls von den Ölgewinnen profitierten (wenn auch nicht so viel, dass sie in der Lage gewesen wären, zum Einkaufsbummel nach Wien zu fahren), liebten ihre Heimatstadt über alles. Sie besaß eine rauhe Schale mit einem weichen Kern. Als London noch immer von schummrigen Gaslaternen beleuchtet wurde, waren Borysławs Hunderte Ölfördertürme mit elektrischen Glühbirnen ausgestattet. Nachts funkelte unser kleiner Ort wie eine Stadt voller Wolkenkratzer.

1927, in meinem Geburtsjahr, hatten die rumänischen Ölfelder Polen in seiner Bedeutung als Europas wichtigstem Zentrum der Förderung, Produktion und Raffinerie bereits den Rang abgelaufen. Doch das Gebiet um Drohobycz und Borysław war für Polen immer noch lebenswichtig, lieferte es doch den größten Teil an Öl und Ölprodukten des Landes. Die deutschen Besatzer fanden hier wertvolle Beute – eine Stadt, die einem einzigen, speziellen Zweck diene. Aber nicht besonders genug, als dass die Nazis und ihre Kollaborateure dieser Stadt ihr jüdisches Herz nicht herausgerissen hätten. Sie taten es nur langsamer als anderswo, um das Öl so lange wie möglich in die Kriegsmaschinerie fließen zu lassen. Dann, bevor die Stadt als Kriegsbeute in die Hände der sowjetischen ›Befreier‹ fiel, schlugen sie alles nieder, was von ihrer Seele noch übrig geblieben war. Tadeusz Wróbel, ein Professor für Ingenieurwesen aus Warschau, der seinen Ruhestand der Chronik seiner Heimatstadt gewidmet hatte, die er 1945 verließ, gab seinem ersten Buch den Titel *Borysław hat sein Lachen verloren*.

Meine Kindheit war voller Lachen. Ich war das Nesthäkchen in der Familie, geboren drei Jahre nach meinem Bruder Josek. Ich war ziemlich verwöhnt. Außerdem war ich sehr übermütig und zog es vor, alles auf meine Art zu machen. »Nein, nein, nein, ich will das selber machen«,

erklärte ich meiner Mutter bestimmt, wenn sie anbot, mir zu helfen. Es gibt ein wunderschönes polnisches Gedicht über ein kleines Mädchen namens Zosia, auf dessen Namen sich das Wort ›samosia‹ reimt, was soviel wie ›selber‹ bedeutet. Dieses kleine Mädchen war ebenso willensstark wie ich, der Dichter nennt sie ›Zosia, samosia‹ – und genauso nannte meine Mutter mich.

Meine Eltern stammten nicht aus Borysław, doch mein Vater, Fischel Haberman, war im nahegelegenen Drohobycz geboren worden. Sein jüngerer Bruder, Joshua, lebte in unserem Ort und führte dort ein kleines Feinkostgeschäft. Dieser Onkel war verheiratet und hatte einen Sohn, Benjamin (der ›Benio‹ gerufen wurde). Doch unsere Familien standen einander nicht sonderlich nahe, und ich wusste ansonsten nichts über die weitere Familie meines Vaters. Als Kind interessierte er mich nicht die Spur. Ich fand ihn streng und distanziert, obwohl ich im Nachhinein glaube, dass er ein typischer europäischer Mittelklassemann seiner Zeit war. Nach dem Mittagessen hatten wir Kinder leise zu sein, damit er schlafen konnte. Mir war er schon immer ziemlich alt vorgekommen, obwohl er das natürlich nicht war – er war 29, als ich geboren wurde. Ganz sicher habe ich ihn nie für gutaussehend gehalten. Ich weiß das, weil ich mich daran erinnere, dass ich den Vater meiner Freundin Ilka ausgesprochen gutaussehend fand. Ich glaube, dass mein Vater mich vergötterte und mich sogar meinem Bruder vorzog, der manchmal seine harte Hand zu spüren bekam. Wenn er auf Handelsreisen ging, brachte er mir oft kleine Geschenke mit und meinem Bruder nichts. Doch ich hatte nur Augen für Mama. Mama, deren weiche dunkelgraue Strickjacke ich immer nah bei mir trug, wenn sie selbst nicht in meiner Nähe sein konnte. Die Fasern dieser edlen Wolle rochen nach ihr – leicht blumig; ein Duft, wie auch ich ihn immer bevorzugt habe. Meine Mutter Sala und mein Bruder Josek waren meine Erde und mein Himmel.

Als ich geboren wurde, lebte unsere Familie in einem bescheidenen kleinen Haus neben der Polizeiwache von Borysław. Im Jahr 2006, als ich den Ort kurz besuchte, habe ich das Haus wiedergefunden. Es hatte sich nicht viel verändert dort. Roter Fingerhut und die letzten großen Sonnenblumen des Sommers standen noch in ihrer Blüte vor dem abblätternen rosafarbenen Putz der Mauern. Rings um den Hinterhof

gab es einen Hühnerauslauf und einen Gemüsegarten, in dem Mais, Kartoffeln und Bohnen angepflanzt waren. Der Holzzaun, gegen den Mama, Josek und ich uns auf einer frühen Fotografie, die ich besitze, lehnen, steht immer noch da, oder zumindest ein ähnlicher Zaun. Ich bin vier oder fünf auf diesem Foto, und auf meinem Gesicht liegt ein freches Lachen. Im Hintergrund erkennt man unseren Freund und Nachbarn Jurek Staniszewski, der im gleichen Alter wie Josek war, wie er durch seine Hände und seinen kleinen Hut in unseren Garten lugt. Wir waren eng befreundet. Josek und ich feierten regelmäßig Weihnachten mit Jurek und seinen Eltern. Ich liebte Weihnachtsbäume, und ich liebte es, zur Mitternachtsmesse zu gehen, wenn man sehen konnte, wie der Schnee am nächtlichen Himmel tanzte – wunderschöne träge Flocken, und wenn man das knirschende Geräusch der eigenen Schritte im frischen Schnee hören konnte. Und natürlich liebte ich Geschenke. Die Staniszewskis hatten stets auch Geschenke für meinen Bruder und mich.

Jurek und seine Familie lebten im Obergeschoss der Polizeiwache. Wir Kinder spielten immer zusammen im Garten hinter der Wache, wo es eine Schaukel gab. Ich erinnere mich, dass wir spielten, wir wären auf einem Schiff. Josek und Jurek waren beide Kapitän und ich der Kabinesteward. Mit dieser Rolle war ich nicht besonders zufrieden. Warum konnte ich nicht auch Kapitän sein? Ich erinnere mich an ein anderes Spiel, vermutlich einige Jahre später, denn ich besaß bereits ein bisschen Taschengeld, und mein Bruder überredete mich, ihm mein Geld zu geben. Er erklärte mir, er würde es neben seinem eigenen Geld vergraben, sodass sein Geld und meines zusammen Kinder bekämen. Ich gab ihm mein Geld, und dann wartete ich und wartete und wartete. »Also, was ist jetzt?«, fragte ich ihn schließlich. »Wo sind die Kinder?« Er antwortete: »Ich weiß es nicht.« Ich schlug vor, hinzugehen und nachzusehen. Also gingen wir zu der Stelle, wo er das Geld vergraben hatte, doch dort war nichts. Kein Geld. »Und?«, fragte ich. Er zuckte die Achseln. »Vielleicht ist es gestorben.«

Vielleicht war es so. Wenn mein Bruder das sagte, war ich bereit, es zu glauben. Er war mein Gott. Alles, was er tat, wollte auch ich tun. Und normalerweise bekam ich, was ich wollte. Als ich beschloss, es sei an der Zeit, die Schule zu besuchen, weil meine Freundin Ilka, die gegenüber

auf der anderen Straßenseite wohnte und ein Jahr älter war als ich, bereits zur Schule ging, quengelte ich so lange, bis meine Mutter nachgab und mit mir dorthin ging. Die Direktorin erklärte, ich sei noch zu jung für die Einschreibung, doch meine Mutter bat sie inständig, mir einen Platz in der Klasse zu geben. Also ging ich bereits ein ganzes Jahr lang zur Schule, bevor ich offiziell aufgenommen wurde. Ich war so glücklich, lernen zu dürfen.

Wenn ich auch eine kleine Plage war, so war ich doch ein sehr geliebtes Kind. Ich erinnere mich an die Besuche bei meinen Großeltern auf dem Land. Wir fuhren nicht oft zu ihnen, denn sie lebten einige Stunden Zugfahrt entfernt von uns im Westen, in Hureczko – einem netten Dörfchen nahe Przemysł, einer Kaufmannsstadt am Fluss San. Meine Großeltern hielten Kühe und Pferde und beschäftigten einige Feldarbeiter. Zu Mittag aßen sie gemeinsam mit ihren Angestellten. Meine Großmutter Chana saß am einen Ende des langen Tisches, und ich saß auf Großvater Joels Knien am anderen Ende. Ich hielt mich für eine äußerst wichtige Person. Dabei kann ich mich nicht daran erinnern, ein Gespräch mit meinem Großvater geführt zu haben, doch ich weiß noch, wie fasziniert ich von seinen unglaublich blauen Augen war, die genauso aussahen wie die meiner Mutter. Mein ganzes Leben lang habe ich eine Schwäche für helle Augen wie die ihren besessen.

Meine Großeltern lebten in einer kleinen ländlichen Kate, die mit ihrem Strohdach, den weiß gestrichenen Fensterrahmen, verziert mit buntem Ton, einen gewissen rustikalen Charme besaß. Ich erinnere mich, dass sie, als sie elektrisches Licht bekamen, es als erstes im Stall für die Tiere installierten. Sie teilten das Haus mit ihrem ältesten Sohn, Bernard, und dessen Familie. Meine Großeltern bewohnten zwei Zimmer. Das eine Zimmer war die Küche, in der sie auch aßen, und das zweite das Schlafzimmer. Das Schlafzimmer liebte ich noch mehr als die kleinen Plätzchen, die Großmutter eigens für mich buk. In einem der beiden Betten schlief ich zusammen mit meiner Großmutter. Ich erinnere mich an wunderbare weiße gestärkte Kissenbezüge, die Kissen übereinandergestapelt vom größten bis zum kleinsten. In der Ecke stand ein traditioneller polnischer Kachelofen, und auf dem Boden lagen hübsche Teppiche. Die Zweige eines Apfelbaums streiften die Fensterscheibe. Unter dem Fenster stand ein riesiger Schrankkoffer, in dem

meine Großmutter ihre Schätze aufbewahrte. Manchmal erlaubte sie mir, einen Blick hineinzuworfen.

Wenn Großmutter uns in Borysław besuchte, brachte sie stets frische Eier und Butter mit, denn sie missbilligte die haltbare Butter, die meine Mutter kaufte. Doch im Herzen war meine Mutter ein Mädchen vom Lande geblieben. Sie besaß die wunderbare Gewohnheit, die teuerste Butter zu kaufen, sie auszupacken, in Wasser zu legen, Salz beizugeben und sie so zu lagern, wie sie es als Mädchen getan hatte. In mir aber war nichts von einem Landmädchen. Meine Mutter akzeptierte das, doch Großmutter konnte einfach nicht glauben, wen sie da vor sich hatte. Ich zeigte keinerlei Begabung fürs Reiten, und im Gegensatz zu meinem Bruder, der Landwirtschaft studieren wollte, besaß ich überhaupt kein Interesse an dem, was auf den Feldern oder im Garten wuchs. Ich erinnere mich, wie sie mich aus dem frischen Heu in der Scheune zog und mir erklärte, es sei gefährlich: denn würde ich auf diesem himmlischen Lager einschlafen, so könnte ich daran sterben, weil ich giftige Gase einatmete. Ich war ein Stadtfräulein, aufgewachsen in einer großen Wohnung mit fließendem Wasser (wenn auch nur kaltem), eleganten, maßgeschneiderten Möbeln und einem Dienstmädchen, das mein langes dickes Haar wusch und zu Zöpfen flocht und das mir die Stiefel schnürte. (Zu der Zeit, als ich fünf oder sechs Jahre alt war, florierte das Geschäft meiner Eltern. Sie hatten ein Gebäude in derselben Straße, etwas weiter unten, gekauft und führten ihr Geschäft im Erdgeschoss, während wir im Stockwerk darüber wohnten.) Ich besaß mein eigenes Kreditkonto in einem Café, in dem ich meine Freunde zu Heißen Schokolade und Kuchen einladen durfte. Ich besaß neue Kleider, die zweimal im Jahr eigens für mich von einer Frau angefertigt wurden, die zum Nähen ins Haus kam. Ich bekam Klavierunterricht. Ich hatte meine Bücher. Einer meiner Lieblingsschmökertische war im Hinterraum des Geschäfts auf einem dicken Sack voll Zucker oder Reis (Mehl wäre zu staubig gewesen), wo ich obenauf saß, mich gegen einen anderen Sack lehnte und die Füße baumeln ließ. Meine Mutter wusste stets, wo sie mich finden konnte.

Bevor ich in die Schule kam, brachte sie mir jene Lehren bei, die mich für mein Leben prägen sollten. Die erste besagte, dass Menschen, die wohlhabender als andere seien, die Verantwortung besäßen, mit je-

nen zu teilen, die weniger hätten. Jeden Freitag buk sie gemeinsam mit der Köchin große Körbe voll Brot, um sie am Schabbat an arme Juden zu verteilen, von denen es viele in Borysław gab. (Sie kannte die Taschendiebe rings um die Stadt gut genug, um an deren schlechtes Gewissen zu appellieren und sie dazu zu bringen, die Uhr unseres Dienstmädchens Kasia, die sie gestohlen hatten, zurückzubringen.) Selbst unter der Naziherrschaft, als wir Juden nicht als Menschen galten, beraubt all unseres Besitzes, dachte sie an andere, die weit hungriger waren als wir, und half ihnen.

Mein Bestreben war es, ebenso höflich und großzügig wie meine Mutter zu sein, doch ich war leider keinesfalls wie sie. Ich war ein selbstsüchtiges kleines Mädchen. Ich erinnere mich, wie ich ein neues Kleid bekam, ein nach der neuesten Mode reich verziertes Kleid, das ich überhaupt nicht mochte. In der Schule gab es ein Mädchen namens Klara, von dem ich wusste, dass sie arm war, und so sah ich eine ausgezeichnete Gelegenheit gekommen, meine Mutter zu beeindrucken. Ich beschloss, dieses Kleid Klara zu schenken. Ich verpackte es sorgfältig und brachte es ihr nach Hause. Sie war erstaunt. Ich sagte, ich hätte es ihr aus Rücksicht auf ihre Gefühle, die ich nicht verletzen wollte, nicht in der Schule gegeben, und dann erklärte ich ihr in einer Feinfühligkeit, von der ich annahm, dass meine Mutter sie von mir erwartet hätte, dass ich noch ein anderes Kleid besäße und darum angenommen hätte, dieses hier würde ihr vielleicht gefallen.

Kurze Zeit später ergab es sich, dass meine Mutter das Kleid suchte und, als sie es nicht finden konnte, mich fragte, wo es sei. »Ich habe es Klara geschenkt«, sagte ich. »Sie besitzt kein schönes Kleid, darum dachte ich, ich schenke ihr dieses.«

Meine Mutter zögerte. Dann sagte sie: »Das ist wirklich sehr lieb von dir. Doch ein Kleid genügt nicht. Du solltest ihr noch ein Kleid schenken, damit sie eine kleine Auswahl besitzt.« Dann nahm sie aus dem Kleiderschrank mein Lieblingskleid. »Ich finde, Du solltest ihr dieses Kleid schenken«, sagte sie.

Ich wusste genau, was ich falsch gemacht hatte. Ich nahm das andere Kleid, mein Lieblingskleid, und schenkte es Klara. Nach Hause zurückgekehrt, habe ich Rotz und Wasser geheult. Als ich aufhörte, sagte meine Mutter: »Ich weiß, dass Dir das wehtut, aber wenn Du etwas

verschenkst, so musst Du es von ganzem Herzen geben und nicht, weil Du es loswerden willst.« Dann sagte sie noch etwas, das ich niemals vergessen werde: »Was die rechte Hand gibt, muss die linke nicht wissen. Du solltest niemals darüber reden.«

Erst als ich meine eigenen Kinder aufzog, begriff ich, wie weit sie ihrer Zeit voraus war. Sie war immer gesprächsbereit, man konnte mit ihr über alles und nichts reden. Ihre fortschrittlichen Gedanken hätten beinahe dafür gesorgt, dass ich von der Schule verwiesen wurde, obwohl sie nicht dazu neigte, Streit zu suchen oder ein radikaler Mensch zu sein. Ich bekam früh meine Menstruation, und um mir verstehen zu helfen, was in meinem Körper vor sich ging, erlaubte sie mir, ihre Ausgabe von *Die vollkommene Ehe* zu lesen, ein Bestseller und seinerzeit kontrovers diskutiertes Sexualkundehandbuch, geschrieben von dem holländischen Gynäkologen Theodoor van den Velde. Ich las nur das Kapitel über Menstruation, so wie Mama mich angewiesen hatte, und danach ließ ich meine Schulfreundinnen an meinem neuerworbenen Wissen eifrig teilhaben. Bald verbreiteten sich Gerüchte – und meine Mutter wurde zum Schuldirektor bestellt, der wissen wollte, ob ihr bekannt sei, was ihre Tochter so lesen würde. Sie teilte ihm mit, dass sie mir das Buch gegeben hätte und den ganzen Wirbel darum nicht verstünde. Sie sei im Gegenteil stolz darauf, dass ich mit meinen Freundinnen über Sexualität spräche.

Mama vertraute mir, und indem sie das tat, brachte sie mir bei, dass Menschen genau dann gedeihen, wenn ihnen vertraut wird. Zum Beispiel fragte sie niemals nach, wie hoch meine Rechnung im Café gewesen sei. Es war mir nicht erlaubt, Eis zu essen, da ich oft Halsinfektionen bekam. Ich hätte mir so viel Eis bestellen können, wie ich gewollt hätte, doch ich habe es nie getan. Ich habe auch nie mehr ausgegeben als die Summe, von der ich wusste, dass sie mir für den Monat gestattet war, obwohl mein Kreditkonto keine festgelegte Grenze besaß. Als sie nicht mehr bei mir war, wusste ich intuitiv, was meine Mutter von mir erwartet hätte, in jeder gegebenen Situation. Sie hat meinen moralischen Kompass geeicht.

II. DIE RUSSISCHE BESATZUNG

Das erste Mal hörte ich den Namen Hitler, glaube ich, im Jahr 1936. Damals kam Adolf Kulawicz, der Bruder meiner Mutter, der in Berlin lebte, um sich zu verabschieden. Er ging nach Amerika. Ich erinnere mich, dass die Erwachsenen auf Deutsch miteinander sprachen, darum wusste ich nicht, um was genau es ging, doch meine Mutter war ganz aus der Fassung gebracht und weinte. Ich dachte, das läge daran, weil Berlin so nah an Polen läge und dass mein Onkel und seine Familie wegen Hitler fortgingen, weil der in Berlin war. Doch ich war ein Kind und hatte vom wachsenden Judenhas unter den Deutschen während der chaotischen Zustände in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg keine Ahnung.

Über die Hälfte der deutsch-jüdischen Bevölkerung (rund 280.000 Menschen) floh zwischen 1933 und 1939 vor der Verfolgung durch die Nazis. Hauptsächlich emigrierten sie in die Vereinigten Staaten, nach Palästina und in andere europäische Länder (wo viele von ihnen später, nach der deutschen Eroberung, in der Falle saßen), nach Lateinamerika und in die ›offene‹ Stadt Shanghai, wo keinerlei Visa oder andere Einreisedokumente erforderlich waren.

Die Presseagenturen waren noch nicht so effizient wie heutzutage, doch in den Jahren nach 1933, als Hitler an die Macht kam, drangen Geschichten über sein Regime auch nach Borysław und schürten unsere Kriegsangst. Die Tragik lag jedoch darin, dass niemand diese Geschichten ernst nahm. Oder genügend daran glaubte. Später habe ich erfahren, dass in unserem Ort die Menschen Kleidung und Geld sammelten für die Zigtausend jüdischer Flüchtlinge, die gegen Ende des Jahres 1938 an der polnisch-deutschen Grenze Schikanen und Hunger ausgesetzt gewesen waren. (Am 28. Oktober wies Deutschland 17.000 Juden polnischer Staatsangehörigkeit aus. Die polnische Polizei verweigerte ihnen die Einreise, und Deutschland lehnte es ab, ihnen die Rückkehr zu gewähren, und überließ einen Großteil seinem Schicksal in behelfsmäßig errichteten Lagern bei Bentschen, an der damaligen deutsch-polnischen Grenze, im sogenannten Korridor.) Doch im Allgemeinen war es bequemer, diese Geschichten, eben weil sie so fürchterlich waren, zu verdrängen und weiterzuleben wie gewohnt.

Ich war jung, und darum erinnere ich mich nicht an allzu viel aus dieser Zeit. Ich wusste zum Beispiel nicht, dass im Juli 1938, wenige Mo-